Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 3 (1908-1909)

Artikel: Was verdankt der französische Wortschatz den germanischen

Sprachen? [Schluss]

Autor: Jud, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750968

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

à justifier pour tout homme du métier. L'acheteur plus instruit acquerra dès lors plus d'indépendance vis-à-vis du marchand.

La manifestation du Musée des Arts industriels, assez complète pour constituer un bon renseignement, est un premier pas vers la solution du problème. Qu'elle soit définitivement atteinte, et l'artiste trouvera enfin l'appui et le stimulant indispensables à l'heureuse continuation de son oeuvre.

Souvenons-nous de l'époque du moyen âge; le style gothique a trouvé ses multiples applications dans la construction de cathédrales, de manoirs féodaux, de maisons d'artisans. Les meubles qui ornaient ces édifices procédaient de la même loi de construction, soit dans la conception architecturale, soit dans l'emploi de la pierre ou du bois. C'est-à-dire qu'un meuble dénotait, dans sa proportion, le même esprit de logique consciencieuse qui avait présidé à l'érection de la cathédrale.

Saluons le bel effort réalisé dans l'ensemble des spécimens réunis au Musée. Malgré les erreurs que nous avons cru devoir y relever, il n'en demeure pas moins une étape remarquable réalisée dans le domaine de l'art du mobilier.

PARIS ALBERT ANGST

000

WAS VERDANKT DER FRAN-ZÖSISCHE WORTSCHATZ DEN GERMANISCHEN SPRACHEN?

(Schluss.)

Was die Wohnstätte anbetrifft, so dürfen wir wohl annehmen, dass die Franken die Kunst des Steinbaus von den Römern kennen gelernt haben; die Tatsache aber, dass französisch maçon ein fränkisches matjo voraussetzt, das zu unserem "Steinmetz" gehört, spricht schon für eine ziemlich hohe Entwicklung des Maurerhandwerks bei den Eroberern. Anderseits weisen gewisse Lehnwörter auf eine primitivere Bauart der Häuser hin. In seinen neuen Forschungen zum altgermanischen Haus, hat der Grazer Indogermanist R. Meringer die Aufmerksamkeit auf das aus Ruten

geflochten Haus der Germanen gelenkt, und auch in Nordfrankreich scheint diese einfache Bauweise heimisch gewesen zu sein. Französisch bâtir = "bauen" gehört nach Meyer-Lübke zu einem alten bastjan, welches von Bast abgeleitet ist: bâtir hiess also ursprünglich "aus Bast flechten", "die Wände aus Ruten flechten", dann erst später "mit Stein und Mörtel bauen". Dazu tritt französisch hourder = "das Flechtwerk der Mauern mit Mörtel grob übertünchen", mit "Hürde" verwandt, welches auf die Gewohnheit hinweist, das Flechtwerk durch einen Bewurf zu verdecken. Dieses Haus war einräumig, und der einzige Raum hiess la maison oder la salle, aus dem später le salon sich weiter entwickelt Sein Dach war meist mit Schindeln, les bardeaux, bedeckt, das wahrscheinlich fränkischer Herkunft ist; ein Zaun umgab den Bau, la haie = "Haag", oder la hort = "Hürde", und begrenzte den "Garten", le jardin. Als Vorratskeller diente le mugote, der auf ein althochdeutsches muosgadem, "der Gaden für die Speise" zurückgeht. Als warmen Wohn- und Arbeitsraum, insbesondere als Weberaum, kennt Nordfrankreich die Bezeichnung écraigne, das zu altfränkisch screona gestellt werden muss. Bevor der Besucher in das Haus eintrat, überschritt er die Tenne, nordfranzösisch la daigne und gelangte dann durch eine "Laube", la loge, in den einzigen, grossen Raum des Gebäudes ein. Hier bildete die Feuerstatt den Mittelpunkt, auf ihm wurde das Fleisch am Bratspiess, altfranzösisch l'épieu, italienisch spiedo, gedreht und geröstet, französisch rôtir, italienisch arrostire. Die Balken des Hauses, le bauc, der Sparren, l'éparre, der First, le faîte, die Gabel, le jable; viele Balken führen germanische Namen. Am Herd befand sich der Herrensitz, der "Faltstuhl", faldastuol, altfranzösisch faldestuel, der später als Fauteuil in der von den Pariser Kunsttischlern hergestellten Form, die ganze europäische Kulturwelt durchwandert. Längs der Wände ziehen sich gezimmerte Bänke hin, französisch les bancs, die auch die ältesten Schlafstätten waren. Spieltische, französisch brelan, eine Ableitung von Brett, althochdeutsch "Brettling", mochten nur in den vornehmen Häusern zu finden sein.

Die Germanen hielten sehr auf ein warmes Bad, denn die Körperpflege wurde, wie schon Tacitus bezeugt, eifrig betrieben,

der Leib oft in kaltem und warmem Wasser gewaschen und gebadet. Die fränkischen Einwanderer scheinen ihren in der Heimat gepflegten Gewohnheiten auch in den neuen Wohnsitzen treu geblieben zu sein. Waskon, die fränkische Form für "waschen", findet sich noch heute in französischem gacher, welches in den ältesten Belegen, "den Schmutz mit Wasser wegspülen" bedeutet, und das deutsche "watten", welches sich vielleicht mit vadum gekreuzt hat, lebt weiter in altfranzösisch gaer = ins Wasser eintauchen, während Italien für dieselbe Tätigkeit ein anderes germanisches Wort aufweist: tuffare, das (nach Bruckner) zu langobardischen tuffon, deutsch "taufen" zu stellen ist. Den Körper mit Wasser besprengen, heisst altfranzösisch esproher, das zum Stamme unseres deutschen "sprühen" gehört. Der Raum, in welchem man das warme Bad zu nehmen pflegte, hiess in Süddeutschland die "Stube", was die einen Forscher als altgermanisches Sprachgut, die andern als lateinisches Lehnwort betrachtet wissen wollen, jedenfalls ist von diesem Ausdruck das französische étuve = "Badezimmer" unmöglich zu trennen. Zum Bade wurde der "Zuber" verwendet, dessen älteste Form twipar, das heisst "die mit zwei Henkeln versehene Wanne", mit den Franken und Langobarden nach Gallien und Norditalien gewandert ist und im altfranzösischen als toivre = "Badewanne" erscheint. Zum Abtrocknen und Abreiben des gebadeten Körpers bediente man sich des leinenen Handtuches, der "Zwehele", welches in italienisch tovaglia, altfranzösisch touaille weiterlebt.

In die mannigfaltigen Arbeiten auf dem Bauernhof teilen sich der Mann und die Frau; aber jener arbeitet nur soweit die letztere der Arbeit körperlich nicht gewachsen ist. Dem Manne liegt die Verteidigung seines Herdes gegen äussere Feinde ob, die Pflege der Waidmannskunst und der Fischfang, während der Anbau des Getreides, des Flachses und Hanfs, sowie die Verarbeitung der Gespinste Sache der rührigen Hausfrau, der Töchter und der Mägde bleibt.

Die Terminologie des französischen Kriegswesens des Mittelalters ist überreich an fränkischen Lehnwörtern, bildeten doch die Franken in älterer Zeit den Kern des merowingischen Schlachtheeres. Teile der Rüstung, der Waffen, zum Beispiel der Harnisch: le harnais, wie Baist gezeigt hat, der Panzer: le haubert, tragen fränkische Namen; ebenso ist der germanische Einschlag in der Jägersprache recht bedeutend.

Der germanische Familienvater fühlte sich durchaus als Gutsherr, nicht als Feldarbeiter; die schwere Arbeit war der Frau und den Knechten überlassen. Dass das Anfertigen und Instandhalten der Bekleidung daneben das Hauptgebiet der Frauenbetätigung bildete, wird uns schon in den ältesten aus ursprünglichen Arbeitsliedern hervorgegangenen Romanzen, den chansons à toile, berichtet, in denen die Frauen emsig am Spinnrad oder mit feiner Stick- und Näharbeit beschäftigt erscheinen. Den germanischen Frauen war ja Spinnen und Weben altvertraut, verrichten doch diese Arbeit auch die weiblichen Gestalten des Mythus und der Sage. Spindel, Wirtel und Webstuhl machen einen unentbehrlichen Bestandteil des Hausrates aus, ja die Spindel ist geradezu das Symbol des Weibes. Die Gewinnung der Gespinstfasern aus Flachs und Hanf lag, wie noch heute in unserem Bündner Oberland, ebenfalls fast ganz der Frau ob. Die der Hanf- und Flachsverwertung eignende Terminologie ist zum grossen Teil aus dem Fränkischen ins Französische übergegangen. Die Verarbeitung beginnt mit der Entfernung der Samenkapseln von den Stengeln, dem "Riffeln", französisch riffler oder égruger le lin; um die Gespinstfasern zu lösen, weicht man die Stengel in fliessendes oder stehendes Wasser ein: "den Hanf rösten", französisch rouir le chanvre, das auf altfränkisch rotjan zurückgeht. Die geweichten Stengel werden an der Sonne oder am Feuer gedörrt: hâler le chanvre, das vom niederländischen hael = "Trog" (cf. hâloir: lieu où l'on fait sécher le chanvre) nicht zu trennen ist, worauf das Brechen derselben folgt: broyer le chanvre, mit der Flachsbreche: la broie. Auch in Oberitalien und Spanien stammen die Ausdrücke dieses Tätigkeitszweiges zum Teil aus der Sprache der Langobarden und Goten.

Das Gerät, welches das Garn von der Spindel oder Grute ab und zur Strähne aufwickelt, ist der "Haspel", dessen Name in altfranzösisch hasple, italienisch-spanisch aspo, neben aspa wiederkehrt; dabei darf man sich auch des italienischen guaffile = Haspel erinnern, welches zu weifen, in der Bedeutung "haspeln" gestellt werden muss. Nicht Frankreich, wohl aber

Italien kennt auch ein deutsches Wort für die "Garnwinde": guindolo, und bewahrt heute noch, wie Spanien, den germanischen Namen für "Kunkel", "Rocken" italienisch rocca, spanisch rueca, welches mit den Langobarden und Goten eingewandert ist und kaum auf ein vorgotisches rokka zurückgeführt werden dürfte.

"Sticken" heisst im Französischen broder, dessen deutscher Ursprung allerdings nicht unbestritten ist; das Grundwort hätte seinen nächsten Verwandten in dem althochdeutschen Partizip giprortôt, zum Substantiv "Borte" gehörig, das bereits im Althochdeutschen in der Bedeutung von "Band" oder "Streifen" belegt ist. "Mit Seide übersticken" heisst heute noch guiper, was mit wipan, das eine ältere Ablautstufe des eben genannten weifen darstellt.

Fürstinnen und Königinnen sogar erachteten es als ihre Pflicht, und mit ihrem Range wohl vereinbar, den Gefolgsleuten ihres Mannes die zerissenen Kleider auszubessern. Der Tuchlappen, welcher dazu verwendet wurde, hiess le haillon, eine Ableitung des althochdeutschen hadara = "Hadern", und ebenso darf man hieher chiffe, chiffon rechnen, das man in die Wortfamilie einreiht, zu der z. B. englisch chip = "Abschnitt", "Fetzen" gehört. Die Tätigkeit des Ausbesserns wurde im Mittelhochdeutschen mit dem Verbum besten ausgedrückt, das in seiner Grundform bastjan das Stammwort zu französisch bâtir darstellt, das jetzt noch "mit groben Stichen nähen" bedeutet.

Früh fand auch die Kunst des Färbens eifrige Pflege bei den Germanen: der Name des blaufärbenden "Waids", fränkisch waisdo, hat sich in französisch guède erhalten, und mit dieser technischen Verwendung ist vielleicht ebenso der Name der Farbe "blau", französisch bleu, in Nordfrankreich heimisch geworden. Wie der Weid, wurde auch die reseda luteola, deutsch wau oder waude, französisch gaude und die "Färberröte", französisch garence angebaut. Schon längst ist bekannt, dass das Französische und Italienische ausser "blau" französisch bleu, italienisch biavo andere Farbadjektiva wie blanc — "weiss" aus "blank", gris aus althochdentsch grîsi, brun aus brun entlehnt haben: vielleicht wurde brun als militärischer Ausdruck aufgenommen, indem die Ritter Panzer und Schwerter bräunten, um

den blendenden Glanz des Metalls zu dämpfen. Jedenfalls scheint mir jene Ansicht, dass all die eben genannten Farbbezeichnungen schon vor der Völkerwanderung in der römischen Verkehrssprache gebräuchlich waren, aus sachlichen Gründen unhaltbar.

Heimische Sitte und typische Charaktereigenschaften scheinen die Germanen selbst lange nach ihrer Romanisierung mit grosser Zähigkeit bewahrt zu haben. Seit den ältesten Zeiten legten sie besonderen Wert auf die Haartracht: erwachsene Freie trugen ursprünglich loses herabwallendes Haar; italienisch zazzera, welches das freiflatternde lange Haupthaar bezeichnet, betrachtet man mit Bruckner als eine Ableitung eines Stammes, der auch in Haar-"zotte" steckt; das altfranzösische Adjektiv locu, welches von althochdeutschen loc = "Locke" abgeleitet ist, bedeutet "ungekämmt" und gibt unverkennbar den Eindruck wieder, den die barbarische Haartracht auf die fein frisierten römischen Städter machte. Knechte und Unfreie durften keine langen Haare tragen, und es liesse sich wohl die Frage aufwerfen, ob das oberitalienische toso = "Junge", "Knabe" nicht ursprünglich den Knecht bezeichnet habe, der das Haar geschoren, capillos tonsos, trug.

In späterer Zeit zwar hat die Haartracht sich im allgemeinen immer mehr der romanischen genähert; während der Karolingerepoche wurde es Sitte, das Haar in dichten Büscheln über der Stirn und dem Vorderhaupte zu tragen. Der Haarbüschel heisst im Französchen toupe, touffe de cheveux, welches zu unserm deutschen "Zopf" gehört; auf die unter dem Einfluss fremder Sitte verbreitete Gewohnheit, das Haar sorgfältiger mit Kamm und Schere zu pflegen, weisen neben andern Ausdrücken französisch tifer und attifer — "das Haar kunstvoll schmücken". hin, welche wahrscheinlich mit niederländisch tippen "die Haare schneiden", verbunden werden müssen. Die Anwendung wohlriechender Kräuter und Salben für das Haar wie für die Haut wird als den Franken bereits bekannt verbürgt durch französisch farder — "schminken" (fard — "Schminke"); letzteres geht direkt auf das altfränkische Partizip farwid "gefärbt" zurück.

Alteinheimisch war bei den Germanen die Sitte, Hals und Brust mit Schmuck zu zieren. Der einfache Armring, den Karl der Grosse zu seiner fränkischen Tracht noch trug, fränkisch bauk, erscheint im Altfranzösischen unter dem Namen bou; ein angehefteter, mittelst untergelegter Nadel befestigter Brustschmuck ist die "Fiebel", welche sich bis heute in den mannigfaltigsten Formen als Brosche erhalten hat; fränkisch nuska, dessen Stamm vielleicht zu "Nestel" gehört, lebt fort in altfranzösisch nosche, provenzalisch nosca, italienisch nusca, wie auch der Name des Halsschmuckes, althochdeutsch minni in den oberitalienischen Dialekten in mancherlei Varianten sich wiederfindet.

Fränkische Sitten und Gebräuche erhielten sich ferner mit ausserordentlicher Beharrlichkeit auf dem Gebiete der Rechtsprechung; doch gestattet mir der Raum nicht, bei diesem überaus anregenden Kapitel der Rechtsaltertümer länger zu verweilen.

Es wäre verlockend, aus dem germanischen Lehngut der romanischen Sprachen iene Elemente zusammenzustellen, welche uns über den germanischen Volkscharakter Aufschluss erteilen, ebenso würden die Beobachtungen, welche die Romanen an den Eroberern ihres Landes angestellt, die Lehnwörter, welche sie übernommen haben, um eine bestimmte, hervorstechende Eigenschaft des Herrscherstammes scharf und prägnant zu bezeichnen, einen recht interessanten Beitrag zur schwierigen Frage von germanischem Wesen und germanischer Natur bieten können. Bedenken wir einerseits, dass französisch riche = "mächtig" mit "reich", orgueil = "Hochmut, Stolz" mit dem althochdeutschen Adjektiv urguol = "hervorragend", provenzalisch galaubia = "Pracht, Stolz, Aufwand", mit gotisch galaubs = "kostbar zusammengehört, so steckt in dieser Reihe von Entlehnungen die Anerkennung der stolzen Überlegenheit des germanischen Herrschervolkes durch den romanischen Untertanen; bedenken wir anderseits, dass die romanischen Sprachen eine Reihe von germanischen Wörtern übernommen haben, die "zanken", "streiten" bedeuten, so liegt hierin eine Bestätigung jenes furor teutonicus, der nicht nur in ungezügelter Kampfeslust, sondern auch in wüsten Raufereien und blutigen Händeln zutage trat. Aber nicht bloss von dem wilden ungebändigten Wesen der Germanen legen die Lehnwörter Zeugnis ab, sondern auch von ihrer Gemütstiefe: so ist bezeichnend, dass unser Wort "traut", althochdeutsch drud, Aufnahme gefunden hat im Altfranzösischen: dru, drue als edles Wort für "Geliebter, Geliebte".

Unter Ludwig XIV. wurde ein französicher Schriftsteller in die Bastille gesteckt, weil er in einem gelehrten Werke behauptet hatte, dass die Franken Germanen waren, und heute finden wir diesseits des Rheins eine Schar von Männern, die geschäftig jedes Wort aus unserer Muttersprache ausmerzen wollen, das als Fremdling sich seit Jahrhunderten gutes Gastrecht erworben hat. Die Menschen sind geboren, um in stetem Wechsel zu geben und zu empfangen; ein Volk erzieht das andere, dient oder gebietet dem anderen, lernt von dem anderen. Nur beschränkte engherzige nationale Eitelkeit kann die Tatsache leugnen wollen, dass zu allen Zeiten nicht nur Völkerwellen, sondern auch Kultur- und Wortwellen über den Rhein hin- und herüberfluteten: Reichtum erwirbt sich nur das Volk, welches die Arbeit anderer Völker und Zeiten zu nützen und auf ihr weiter zu bauen versteht. Wenn nun die Philologie im allgemeinen sich die hohe Aufgabe stellt, von dem geistigen und kulturellen Leben der in Völker gesonderten Menschheit eine wissenschaftlich objektive Anschauung zu gewinnen. so darf sich speziell unsere Disziplin nicht damit begnügen, in deutschen Landen tieferes Verständnis für romanisches Wesen und Denken zu pflanzen, sondern sie muss in Zeiten, da von leichtfertiger Hand künstliche Schranken zwischen den Völkern aufgerichtet werden, immer wieder daran erinnern, wie die Zeit tausende von Fäden zwischen dem geistigen und sprachlichen Leben der beiden Nationen hin- und hergezogen hat, die weiter zu spinnen Pflicht all derer ist und sein wird, die deutscher und romanischer Kultur das Beste ihrer Bildung verdanken.

ZÜRICH. JAKOB JUD.

ALCESTE.

Ein grosses feierlich-festliches Erlebnis ist mit der Aufführung von Glucks "Alceste" durch den Gemischten Chor Zürich in den Kreis unserer Kunsterinnerungen getreten. Drei Stunden sass man im Tonhallesaal, und um 11 Uhr fühlte man sich so frisch, so elastisch, so aufnahmefähig, als hätte man eben erst durch das Tor der majestätischen Orchester-Einleitung den Einzug in dieses mächtige Werk gehalten. Ein Laie in der Musik schreibt diese Zeilen; ihm fehlt aber nicht nur die Kompetenz, sondern auch alle Lust zu einer Kritik der Wiedergabe. Er neigt sich in dankender